Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **25 (1943)**

Heft 7

PDF erstellt am: **29.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 12. Februar 1943 — Erscheint jeden Freitag — 25. Jahrgang Nr. 7

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Winterthur
Inseraten-Annahme: August Flee A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 7 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur A.-G., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 56

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / **Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur**

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate / Inseratenschluß Montag Abend

Nachrichten der Woche

Inland

Der Bundesrat hat eine Botschaft an die Bundesversammlung zum Entwurf eines Bundesgesetzes über die Organisation der Bundesrechtspflege genehmigt.

In Bern fand unter dem Vorsitz von Bundesrat Kobelt eine Besprechung der Vertreter der Kantonsregierungen statt, worin aktuelle Fragen der Arbeitsbeschaffung zur Sprache kamen. — Eine Konferenz der kantonalen Polizeidirektoren hat zum Bundesratsbeschluß über die Unterbringung illegal eingereister Flüchtlinge Stellung genommen.

Der Index der Großhandelspreise ist Ende Januar um 0.2 Prozent über den Vormonatsstand gestiegen.

Ausland

Italien: Das gesamte Kabinett ist umgebildet worden. Mussolini selbst übernimmt das Innen- und das Außen-, ferner das Wehrministerium. Außenminister Graf Ciano wurde von seinem Posten entbunden, dafür in den Großen Rat des Fascismus gewählt und zum Botschafter beim Vatikan ernannt. — Baron Acerbo übernimmt das Finanzministerium, Senator Cini das Verkehrsministerium. Unterstaatssekretär wird Bastianini, der bis zum Kriegsausbruch Botschafter in England war.

England: Churchill ist wieder nach England zurückgekehrt, nachdem er von Casablanca aus die Türkei, Cypern und Tripolis besucht hatte.

Deutschland: Die Kriegsjustiz soll gewaltig verschärft werden. Auf alle Arten von Schwarzhändlern und Schiebern, auch bei Tausch von verknappten Waren oder geringfügigem Diebstahl wird die Todesstrafe angewandt. — In Berlin tagten die Reichs- und Gauleiter der N. S. D. A. P. Goebbels, Saucckl und Speer brachten in ihren Referaten den fanatischen Willen der Partei zur vollständigen Mobilisation zum Ausdruck.

Die deutschen Hochschulen sollen stark eingeschränkt werden, freie Forschung hat zu unterbleiben, nur kriegsbedingte Zweckforschung ist gestattet. Die Studenten, die in den Ferien nicht in Rüstungsbetrieben arbeiten, haben das Recht auf Studium verwirkt.

Aus Bosnien sind 18,000 Volksdeutsche umgesiedelt worden. Ihre Einwanderung erfolgte 1878, als die Oesterreicher Bosnien und die Herzegowina besetzten.

An der holländischen und belgischen Küste sind die meisten Küstenorte von den Deutschen geschleift worden, um hier Befestigungen anzulegen. Die ganze Bevölkerung wurde evakuiert. Auch die berühmten Bäder Wissingen, Scheveningen, Ostende und Blankenberghe sind diesen Maßnahmen zum Opfer gefallen. — Der Führer der Freiwilligenlegion der Niederlande, Generalleutnant Dr. Seyffardt, ist den Verletzungen, die er bei einem Revolveranschlag am 3. Februar erlitt, erlegen.

In Norwegen ist ein neues Polizeikorps, die „Betriebspolizei", gebildet worden, die Sabotageaktionen verhindern soll. — Im nördlichsten Landesteil, Finnmarken, wurden 7000—10,000 Menschen ausgesiedelt, d. h. nach Süden evakuiert.

In Finnland hat die Aeußerung Görings, der erste finnisch-russische Krieg sei vielleicht „die geschickteste und größte Tarnung" der Geschichte gewesen, Empörung hervorgerufen, weil diese Darstellung der damaligen Kampfkraft der Russen die Leistungen der Finnen herabsetze.

Frankreich: Die Regierung hat ein Gesetz über die Ueberwachung der moralischen und materiellen Lage der französischen Arbeiter und ihrer Familien erlassen und ein Generalkommissariat für die französischen Arbeitskräfte in Deutschland geschaffen. — Bisher sind im Rahmen der Ablösung durch französische Arbeitskräfte in Deutschland über 100.000 französische Kriegsgefangene zurückgekehrt. — Die deutschen Behörden haben in der Folge der letzten schweren britischen Flugangriffe auf den Unterseebootsstützpunkt Lorient die Evakuierung der gesamten Zivilbevölkerung aus der Stadt bis zum 10. Februar verfügt.

Französisch Nordafrika: Der französische Reichsrat in Algier hat beschlossen, General Giraud mit dem zivilen und militärischen Oberkommando in Nordafrika zu betrauen und den Reichsrat durch ein Kriegskomitee zu ersetzen, das jeden Monat zusammentritt. — Die interalliierte Kommission in Algier teilt mit, daß 930 Häftlinge in Nordafrika bedingungslos freigelassen worden seien.

Rußland hat die diplomatischen Beziehungen mit Colombien wieder aufgenommen.

Kriegsschauplätze

Die russischen Armeen setzten ihre Umfassungs- und Durchbruchsaktionen auf allen Fronten fort. Die heftigsten Kämpfe wüten im gesamten Donezbecken. Kursk, das den Mittelpunkt der starken Nordüdstellung Orel-Kursk-Charkow, die die Flanke des Donezbeckens schützte, bildete, wurde erobert und riesige Waffendepots und eine Menge Verwaltungsmaterial erbeutet. Unmittelbar darauf fiel auch Wielgorod, das Charkow vorgelagerte Verteidigungswerk, damit hat sich die Gefahr für Charkow außerordentlich verschärft. — Im Süden wurden Brianskaja, Bataisk und Asow im Sturm genommen. Dadurch wird Rostow immer schwerer bedroht, in den Vorstädten wird bereits gekämpft. Die Einkreisung der deutschen Kaukasusarmee zu Lande ist vollzogen, und durch die Eroberung der Stadt Jeisk am Golf von Taganrog haben die Deutschen auch einen wichtigen Hafen zur Einschiffung ihrer Truppen verloren. Im westlichen Kaukasus drangen die Russen nach Noworossijsk und Krasnodar vor.

Die Japaner haben sich auf den Salomonen und auf Neu Guinea zurückgezogen. Auf Guadalcanal führen die Amerikaner zurzeit Säuberungsaktionen durch.

Luftkrieg: Amerikanische und britische Flieger bombardierten Nodwestdeutschland am Tage, die RAF griff die U-Bootwerften von Hamburg und Lorient, ferner Messina, Neapel und Sizilien an. Ueber England warfen deutsche Flieger Bomben ab.

Seekrieg: Britische U-Boote verzeichnen Erfolge vom zentralen Mittelmeer und der tunesischen Ostküste. Ferner wird eine steigende Erfolgsziffer gegen deutsche U-Boote gemeldet. Italienische Erfolge werden gegen große Transportschiffe und Torpedoboote in den algerischen Gewässern verzeichnet, deutscherseits eine hohe Versenkungsziffer durch U-Boote gegen Geleitzüge.

Wir lesen heute:

„Ihr laßt den Armen schuldig werden ..."
Rationierung einst und jetzt
Lasset die Frauen arbeiten!
Kleine Rechtsbelehrung
Verstaubte Mädchenromantik

Frauenverachtung und Frauennot im ausgehenden Mittelalter

Von Dr. Elli Weber

Das Urteil über die Frau des ausgehenden Mittelalters ist, soweit es sich in der zeitgenössischen Dichtung, den Schwänken und Fastnachtspielen zum Ausdruck kommt, denkbar schlecht. Das „bös Wib" und die „übelen Wiben" sind Gegenstand unflätigster Zoten. Nicht selten ergehen an den Ehemann Aufforderungen wie „neunmal täglich sollst du auf sie einhauen" oder „keinen Wochentag versäume der Biedermann, den eichenen Bengel zu schwingen". Zu den widerlichsten Erzeugnissen dieser Art gehört wohl der folgende Vers: „Frölich so wil ich singen / schlach dein weib um den kopf / mit knütteln sollst du sie schmieren / vertrink ir mantel und rock / und tritt sie mit den füßen / und zeuch sie bei dem har." / Diese — bürgerliche — Dichtung hat nichts mehr gemein mit jener andern, höfischen, durch welche ungefähr zwei Jahrhunderte zuvor die Minnesänger das Lob der Frauen von Burg zu Burg trugen. Noch Hadlaub, der zürcherische Sänger, beschreibt den Einfluß, den die Frau auf den Mann ausübte, als einen guten, heiligenden: „Ir liechter schin / so fin get im ze herzen / und durch die seele gar / Ein wiblich zart bilde / git manne muot / und tut sin herze wilde / wip sind ein lieblich guot."

Wie ist diese auffallende Wandlung in der Beurteilung der Frau zu erklären? Woher stammt die grobe Frauenverachtung im ausgehenden Mittelalter?

Um die Burgen der adeligen Ritter, den Zentren jener höfisch-feinen Geselligkeit, und an den Handelsstraßen, die vom Orient her durch Europa führten, waren allmählich die Städte entstanden und zu großer Bedeutung gelangt. Die großen, hohen Mauern, welche diese mittelalterlichen Städte umgaben, bedeuteten für die Bewohner immer auch die Grenze. Wer sich fortbegab, wurde schutz- und rechtlos. Deshalb konnte, als in diesen Städten eine eigentliche Frauenfrage entstand, eine Lösung stets nur innerhalb der Stadtmauern gesucht werden.

Die ständigen Fehden und Kriege rafften die Männer dahin, so daß fast durchweg in den Städten die Zahl der Frauen diejenige der Männer überwog. In Nürnberg beispielsweise gab es 1449 auf 1000 erwachsene Männer (die Geistlichen mitgezählt) 1168 Frauen. Was sollte mit diesen Frauen geschehen, die nicht heiraten konnten? Manche haben wohl in der Haushaltung Verwandter eine Existenz gefunden, denn da damals auch das Spinnen, Weben, Backen, und Bierbrauen zur Arbeit der Hausfrau gehörte, konnten viele Hände gebraucht werden. — Das Gewerbe war organisiert und lag in den Händen der Zünfte. Die Zugehörigkeit zu einer Zunft war das Privileg waffenfähiger Familienväter. Die Frauen waren also prinzipiell davon ausgeschlossen. Trotz dieser scheinbar unüberwindlichen Hemmnisse scheint die Frau anfänglich vielfach im Gewerbe tätig gewesen zu sein, was beweist, wie stark der Druck der Verhältnisse gewesen sein muß. Die Frauen arbeiteten hauptsächlich im Textilgewerbe, meist als Lohnarbeiterinnen, hie und da jedoch auch als Meisterinnen.

Mehr und mehr begannen nun aber die Zünfte, die Zahl ihrer Mitglieder zu beschränken und die Zulassung der Gesellen zur Meisterprüfung zu erschweren. Das hatte zur Folge, daß viele Gesellen lebenslänglich Gesellen bleiben mußten und daß sie, da das Recht zur Heirat nur den Meistern zukam, keine Familie gründen konnten. Für die Frauen wirkte sich diese Entwicklung der Zünfte in doppelter Weise verhängnisvoll aus. Sie vermehrte die Zahl der Frauen, die keine Aussicht auf Ehe und Familie hatten und daher auf Erwerbstätigkeit angewiesen war. Zugleich aber machte sich die Tendenz der Zünfte nach Ausschließung auch den Frauen gegenüber geltend. Der Witwe eines Handwerkers, die bis dahin den Beruf ihres Mannes hatte fortführen dürfen, wurde dies Privileg entzogen, die Töchter der Handwerker wurden aus den Werkstätten ihrer Väter verdrängt. Die Gesellen ihrerseits empfanden die Frauen, die zudem meist schlecht bezahlt wurden und die Löhne drückten, als Konkurrenz und weigerten sich gelegentlich sogar, neben weiblichen Arbeiterinnen zu arbeiten.

Was sollten die Frauen beginnen, die nicht heiraten konnten und denen zugleich die Erwerbsarbeit, welche ihnen ihre Existenz gesichert hätte, vorenthalten blieb? Es gab eigentlich nur zwei Wege: das Kloster und das Frauenhaus. Die Klöster kamen, weil ein Eintaufsgeld nötig war, praktisch nur für Angehörige des höheren Bürgertums in Betracht. Für die andern blieb das Frauenhaus, von denen jede kleine Stadt mindestens eines besaß. Sie wurden gewöhnlich von dem sogenannten „Frauenwirt" geführt und waren der Stadt abgabepflichtig. Sie galten als gute Einnahmequellen und wurden deshalb nicht selten auch von geistlichen Würdeträgern zu Lehen genommen.

Einsichtige Bürger haben frühzeitig diese Notlage der Frauen erkannt und durch Stiftungen die Möglichkeit geschaffen, daß ehrbare Frauen, welche das Klostergelübde nicht ablegen wollten, in gemeinsamen Haushaltungen leben konnten. Auf diese Weise entstanden die weltlichen Verbände der Beginen.

Die Notlage aber war so groß, daß die Frauen massenhaft unter die fahrenden Leute gingen, die ehrlos und rechtlos von Ort zu Ort zogen und sich überall einfanden, wo die Menschen zusammenströmten, bei Königskrönungen, Jahrmärkten und Konzilien. Andere Frauen wiederum folgten den Söldnerheeren, wo sie wenigstens geduldet waren und mit den Landsknechten in wilden Ehen leben konnten. Daß die wilden Söldner sich gern ein „Fräulein" mitnahmen, beweist manches Landsknechtslied: „Der in den krieg wil ziehen / der sol gerüstet sein; / was sol er mit im füren? / ein schönes frewelein, / ein langen spieß, ein kurzen degen."

Daß es zumeist die Not war, welche die Frauen in ein sittenloses Dasein hinein drängte, beweisen beispielsweise die Statuten eines zur Aufnahme „gefallener Frauen" gestifteten Pariser Klosters. Alle, die sich um die Aufnahme bewarben, sollten „in die Hände ihres Beichtigers einen Eid ablegen, daß sie nicht selig werden wollten, wenn sie aus der Absicht lie-

Wünsch dir nit, als wir oft unseren Frennden pflegen, eine fröhliche sanfte Ruh, sondern große, ernstliche, tapfere und arbeitsame Geschäft, darinnen du vielen Menschen zu gut dein stolzes, heldisch Gemüt brauchen und üben mögest!

Hutten

Der einsame Weg 18

Roman von Elisabeth Steiger-Wach.

Abdruckrecht Schweizer Feuilleton-Dienst, Zürich

Jeder im Dorf sagte es: Es war zum Verwundern, wie der Obmann alterte ... und er war doch noch jung ... er hatte die Vierzig erst begonnen. Er sah aus, als trüge er schwerer an dem Verlust des Knaben als die Mutter. Freilich, sie war allem im Dorfe fremd geblieben. Niemals wußte man, wie man mit ihr stand ... immer die gleiche Ruhe, jetzt noch ablehnender. Sie sprach nur das Nötigste. Grit, die ein triebhaftes Mitleid mit der Schwägerin fühlte, hatte versucht, sie durch Besuche und Gespräche, Erzählungen und Dorfklatsch aufzumuntern — aber vor dem für sie unbegreiflichen Schweigen war auch ihre Geschwätzigkeit erstorben ... sie kam halb erschreckt, halb erbittert heim und urteilte: „Sie ist noch stolzer und noch hochmütiger als davor, grad so als hätte noch keiner vor ihr ein Kind begraben."

Da ermannte sich Hans Amstutz. Er ging sonst gern jeder Meinungsverschiedenheit mit seiner Frau aus dem Wege. Heute aber verwies er ihr unwirsch: „Laß sie zufrieden. Man darf sie nicht stören." Grit wollte schnell ihrer Schwägerin einen Schlämperlig anhängen — aber Hans Amstutz schloß die Unterhaltung mit einem scharfen: „Bis still." Dabei blitzte in ihm eine Aehnlichkeit mit dem Bruder auf, die Grit bisher noch nicht gekannt. Zum ersten Male in ihrer Ehe überkam sie das Gefühl, daß der Mann ihr überlegen sei.

Grits Geschwätz hatte in Hans Amstutz die Sorge um den Bruder verstärkt. Er kannte ihn doch sehr genau, obwohl sie sich in den letzten Jahren fremder geworden. Da er den Bruder liebte und etwas von dessen feinfühliger Art hatte, ahnte er, wie unglücklich Jacob sein mußte, und wie alles an ihm zehrte. Er sprach mit dem Pfarrer darüber: „Es macht mir Kummer um den Jacob, er sieht krank aus, ich muß immer an das Sprüchlein denken: was sich zweit, breitet sich. Erst der Vater Inäbnit, dann der Bub ..."

„Schweigt doch," unterbrach ihn der Pfarrer, „wie mögt ihr so abergläubisch sein ... will Gott, findet sich der Amstutz wieder zurecht. Es braucht Zeit, um so etwas zu überwinden."

Hans Amstutz schüttelte zweifelnd den Kopf: „Ja, Herr Pfarrer, ihr sollt gern Recht haben. Aber es macht mir Angst ..."

*

Der Sommer war vorübergeflogen mit seiner Arbeit, seiner Glut, seinen bunten Farben. Unvermutet zeitig, kalt und mit einer eisigen Bise kam der Herbst. Als Amstutz aus dem Großen Rat von Bern heimkehrte, hörten die Leute auf dem Schiff seinen dumpfen Husten. Als ihm jemand sagte: „Dich hat's, hab Sorg," da wehrte er ab: „Das geht vorbei."

Aber es ging nicht vorbei. Am nächsten Sonntag fehlten die Obmannsleute in der Kirche. Und schon wußte es die ganze Gemeinde: Der Obmann lag mit einer Lungenentzündung. Am Nachmittag rollte der kleine Einspänner mit dem grauen Pferd des Arztes durchs Dorf und hielt vor dem Hause des Obmannes. Die Nachbarleute in der Käserei erzählten, der Arzt wäre lange im Hause gewesen, die Frau hatte ihn nicht einmal hinausbegleitet ... also mußte es ernst stehen. Bald darauf sah man die alte Mutter Tschanz sehr eilig den Weg hinaufnehmen — sie kam zur Nachtwache. Wenn die Obmannsfrau um Hilfe schickte, dann war Schlimmes zu erwarten. Niemand traute es, sich zu erkundigen, auch als der Arzt am nächsten Tage wiederkam. Wo ein Schwerkranker war, da war es nicht auf viel zu fragen, man konnte den Tod durch die Neugier herbeiziehen. Wortlos brachte der Knecht vom Obmannshof die Milch in die Käserei und ging ebenso wortlos wieder heim. Der Pfarrer, der als einziger im Amstutz-Haus hätte ankloppen können, war für wenige Tage in Amtsgeschäften fort.

Susanna wußte von dem Augenblick an, da der Mann sich endlich gelegt hatte, jetzt kam auch noch dies. Sie hatte ihn gar nicht richtig gesehen in dieser Zeit, sie hatte nicht auf ihn geachtet, denn sie war ja in sich eingekerkert in ihren Gedanken an den kleinen Toten, an den Sohn, während der Lebendige, der Vater, neben ihr hinsiechte. Jetzt mußte sie sehen ihn und sich und ihre Schuld. Was hatte sie an dem Manne versäumt! Sie hatte doch einmal ein Wort gehört — wie war es doch gewesen ... mühsam, ermüdet von der Nachtwache, sann sie angestrengt nach ... bei einer Beerdigung hatte der alte Pfarrer Kopp gesagt: „Wir sollten die Liebe, die wir den Toten mit ins Grab geben, nicht den Lebenden entziehen." Und das hatte sie getan. Jetzt sah sie es, aber nun war es zu spät. Alles, was sie nun für den Mann tun konnte, ihn pflegen, ihn umsorgen — das kam zu spät — und er nahm es nicht mehr auf. Er lag halb bewußtlos. Die Fieberröte, die ihn voller erscheinen ließ, täuschte nicht darüber hinweg daß darunter der Verfall lauerte. Was war aus dem Manne geworden, der eben noch lung gewesen und den sie gewollt hatte ...? War sie denn blind gewesen? Das Kind, das Kind hatte ihn ihr verdunkelt. Zum ersten Male fiel es über sie wie eine schwere Last, das Empfinden, in ihrem Leben ihre Pflicht versäumt zu haben. Er hatte ihr gegeben, immer wieder, er hatte gewartet, bis sie sprach, geschwiegen, wenn sie schweigen wollte — schweigend war er vor ihr zurückgetreten, als sie für sich und das Kind ein Leben zu Zweien aufgebaut. — Und als das Kind ihr genommen wurde, da hatte sie ihn sogar fortgewiesen von ihrem Schmerz. „Der Lebenswille fehlt," hatte der Arzt gesagt, „und darum werden wir es nicht zwingen." Sie wußte, wer ihm den Lebenswillen genommen: Sie. Und nun wurde er ihr wirklich genommen. Keine Reue, keine Tränen konnten ihn mehr zurückhalten. Jetzt war er der Stärkere, jetzt richtete sich das Leben nicht mehr nach ihr. Jetzt ging er allein — das war sein letzter Wille.

Sie saß bei ihm und sah ihn langsam auslöschen — bis er den Tod starb, den schweren Tod.

10. Kapitel.

Kein Antlitz ist so vielgestaltig wie das der Einsamkeit. Einsamkeit kann sein das Inschsruhen der Seele — oder das sich Verlassenfühlen mitten im Getriebe des Tages. — Flucht vor der Welt — eine stolze Abwehr der Menge, ein sich Ausgestoßenfühlen aus dem Kreis Zusammengehöriger — Leere des Herzens — Kraft, die aus geheimnisvoller Quelle sich selber speist — dies alles ist die Einsamkeit, diese höchste Beglückung oder tiefste Qual ... Susanna Amstutz lernte jetzt in langen düstern Zeiten das dunkelste Gesicht der Einsamkeit erkennen.

Wohl hatte sie einstmals geglaubt, diese ernste Gestalt zu kennen, die jedem Menschen im Leben begegnet. Sie hatte sich sogar innerlich damit gebrüstet, Menschen nicht zu brauchen. Sie war gerne allein gewesen, für sich, auf niemanden angewiesen, niemandem zu Dank verpflichtet.

derlich geworden wären, um mit der Zeit in diese Gesellschaft aufgenommen zu werden." Sie sollten, falls sie sich nur aus diesem Grunde hätten verführen lassen, ausgeschlossen werden.

Die Folge der wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, welche die Frau zu einem schutz- und ehrlosen, käuflichen, jeder Gewalt preisgegebenen Geschöpf machten, war eine allgemeine Verrohung der Beziehungen zwischen Mann und Frau und eine ebenso allgemeine Frauenverachtung. Die große Sittenlosigkeit des 15. Jahrhunderts ist bekannt. Von ihr wurde gerade auch die Geistlichkeit ergriffen. Als dann innerhalb der Kirche sich eine Reformbewegung geltend machte, konnte die Frau nicht anders hingestellt werden als ein „Gefäß der Sünde", als Verführerin. So hat selbst diese Bewegung, die sich für eine bessere Sittlichkeit der Geistlichen einsetzte, wesentlich zu der verhängnisvollen Frauenmißachtung beigetragen.

Die Frauen, die der Treulosigkeit der Männer jetzt besonders ausgesetzt waren, nahmen in ihren Herzensnöten nun mehr und mehr Zuflucht zu der — verbotenen — Zauberei, sei es, um einen treulosen Geliebten wiederzugewinnen oder um an ihm Rache zu nehmen. Gezaubert wurde mit Liebestränken und Pulvern, mit Wachsmännlein, die am Spieß gebraten und geschmolzen wurden, mit Haaren, Kreuzen, Fröschen, Kröten und geweihtem Salz. Das Mittelalter glaubte fest an die Macht solcher Zauberei und bestrafte sie gleichzeitig mit dem Scheiterhaufen. In den früheren Jahrhunderten waren Männer und Frauen in gleicher Weise der Zauberei beschuldigt worden, im 15. Jahrhundert jedoch bildete sich unter dem Einfluß der erwähnten Verhältnisse die Anschauung heraus, daß das weibliche Geschlecht allein diese Schändlichkeiten begehe. Die Frau trug die Schuld, wenn Hagel die Felder vernichtete und die Kühe keine Milch mehr gaben. Sie stand mit dem Teufel in Buhlschaft und schädigte mit seiner Hilfe Menschen und Vieh. Sie war — eine Hexe. So setzten denn im 15. Jahrhundert jene grauenhaften Hexenverfolgungen ein, die unsagbar viel Leid über die Frauen brachten. In der Diözese von Konstanz beispielsweise wurden in den Jahren 1482 bis 1486 achtunddierzig Frauen als Hexen verbrannt.

Die eingangs erwähnte Verachtung der Frau im ausgehenden Mittelalter erweist sich also als eine verhängnisvolle Folgeerscheinung ungünstiger wirtschaftlicher und sozialer Verhältnisse.

„Ihr laßt den Armen schuldig werden . . ."

Zu einem Gerichtsfall

Eine unscheinbare Frau, einfach und sauber gekleidet, „offenen Blickes, etwas verängstigt, etwas abwesend" — so beschreibt sie der Gerichtsberichterstatter der „N. Z. Z." — steht vor den Schranken des Obergerichts. Sie war bisher unbescholten, stammt aus geordneten Verhältnissen. Im In- und Ausland, auch in sehr gehobenen Gesellschaftsschichten, war sie als Kinderpflegerin und Erzieherin tätig. Krankheit zwang sie, nach Davos zu gehen; dort bildete sie sich zur Schneiderin aus, um nicht von andern abhängig sein zu müssen, und schließlich war sie so weit, in Zürich ein eigenes Atelier zu führen, wo sie auch als vorbildliche Lehrmeisterin geschätzt ward.

Was hat diese sehr gut beleumdete Frau bewogen, letzten Sommer auf offener Straße einen Schuß auf einen Menschen abzufeuern und dadurch eine „Verbrecherin" zu werden? Das Geschoß traf eine Aktenmappe, der Angeschossene blieb unversehrt, die Frau ward nicht zur Mörderin. Aber die Frau ist nun — da laut Strafgesetz ihre Verschuldung (also der abgegebene Schuß) und nicht etwa die Folgen der Tat das Strafmaß bestimmen — zu zwei Jahren Gefängnis, unbedingt, verurteilt worden. — „Die Frau wurde aus dem Saal geführt", wird nach Schluß der Verhandlung berichtet, „etwas verängstigt, etwas abwesend, sie hatte kaum begriffen, daß sie verurteilt war. . . ."

Ihre Geschichte: Sie hatte vor einigen Jahren, ca. vierzigjährig, einen Mann kennen gelernt und war mit ihm in Liebesbeziehungen getreten. Als sie sich Mutter werden fühlte, drängte sie nicht auf Heirat, wohl aber freute sie sich, nun für ein eigenes Kind sorgen zu dürfen; auf Ansprüche an den Vater war sie zu verzichten bereit. Aber der Mann zwang sie zur Unterbrechung der Schwangerschaft, indem er, den sie noch immer liebte, mit Selbstmord drohte und ihr vorlog, ein seiner Frau auf dem Totenbett gegebenes Versprechen hindere ihn an der Heirat mit ihr — doch unterhielt er schon damals Beziehungen zu einer anderen, seiner jetzigen Frau. „Die Abtreibung", heißt es weiter, „in die sie nur widerwillig eingewilligt hatte, bewirkte den Bruch in ihrem Innern, der nach Jahren zur Tat führte." Damals erbat sie nur immer wieder die Mutterschaft, kein Geld, keine Heirat wollte sie erzwingen, doch immer wieder ersehnte sie das Kind. Der Mann, der in der gleichen Pension wie sie wohnte — immer noch von ihr geliebt — verlobte und verheiratete sich später ihrem Willen, derartige Absicht noch kurz vor der Ehe bestreitend.

Der Wunsch nach dem Kinde war wohl eine Art Besessenheit geworden, war ihr alles — schließlich fand sie sich verlassen, sogar verhöhnt. Das Unerträgliche der Spannung zwischen Liebe und Haß fühlend, vertraute sie sich einem Arzte an — der leider versäumte, sie zum Psychiater zu weisen. — Dann kam der Kauf einer Schußwaffe. Sie wollte den ehemals Geliebten auf der Straße erschießen. Ein erstes Mal brachte sie es nicht über sich, die Absicht auszuführen — ein zweites Mal gelang es ihr, die Waffe abzudrücken, „weil sie ihm nicht ins Gesicht gesehen hatte". —

Nun, der Mann blieb gesund — die Frau wurde verhaftet. „Der Schuß hat die Spannungen gelöst, jetzt hat sie den Mann durchschaut. Sie ist froh, daß sie ihn getroffen, aber nicht verletzt hat, obschon sie mit seinem Tod gerechnet hat und die Strafe, selbst lebenslängliches Zuchthaus, auf sich nehmen wollte — nur um die Ruhe zu finden." —

Es war sicher für die Herren Richter keine leichte Gerichtssitzung. Das psychiatrische Gutachten ergab eindeutig eine „nach den Umständen entschuldbare heftige Gemütsbewegung", eine „ins Unerträgliche gesteigerte seelische Spannung". Alle Beteiligten — hier folgen wir wieder dem Berichterstatter — sind sich darüber einig, daß es eine einmalige Tat war; man möchte sogar fast sagen, daß es eine ihrem normalen Wesen völlig fremde Tat war.

Da laut Strafgesetz das Strafmaß nach dem Verschulden, also der Tat des Totschlagsversuchs, nicht aber nach den Folgen der Tat (der Versuch hatte ja keine Folgen) zugemessen werden muß, hatten die Richter das Maß im Bereich eines Strafmaßes von einem Jahr Gefängnis (was den bedingten Straferlaß zugelassen hätte) bis zum Höchstmaß von zehn Jahren Zuchthaus zu ermessen.

Das Obergericht verurteilte zu zwei Jahren Gefängnis, also unbedingt, und glaubte, dabei, eine milde Strafe ausgesprochen zu haben im Hinblick darauf, daß Vorleben und Charakter einwandfrei gewesen seien und der Mann zum großen Teil mitverantwortlich sei für die Verhältnisse, die zur Tat führten. —

Die bedauernswerte Frau ist nun im Gefängnis. Sie hat furchtbare Jahre voll innerer Not hinter sich — und ihre Zukunft wäre, auch wenn sie nicht das Odium der „im Gefängnis gewesenen" tragen müßte, beschwert genug ob all dem Traurigen und Furchtbaren. — Gewiß, sie hat viele und große Fehler begangen; es handelt sich nicht darum, diese hier zu rechtfertigen.

Aber wir Frauen müssen uns einmal mehr wieder fragen: wie werden wir fertig mit der Tatsache, daß es eine „doppelte Moral" gibt, einen Maßstab, für das, was dem Manne ohne Strafe erlaubt ist und einen andern Maßstab für die Frau? Dieser Mann hat betrogen in vielfacher Beziehung, er hat Unwiederbringliches zerstört an seelischem Gute, an Vertrauen, an Liebe, er hat getäuscht und gelogen — alles ist erwiesen. Aber keine Anklage erhebt das Gesetz gegen ihn — als ein Ehrenmann geht er irgendwo seiner Wege.

Es ist uns nicht um Rache zu tun, es geht uns um Gerechtigkeit, um ein sauberes Abwägen: wo begann die Schuld, wer ist zu strafen? Ist der Mann, der Anlaß zu solchem Verzweifeln gab, frei von Schuld und Fehler?

Und wir müssen uns einmal mehr ein weiteres fragen: wie lange müssen wir noch warten, bis auch die Frau zum Richteramt zugelassen wird? Könnte es nicht auch dem Kollegium der Herren Richter zugute kommen, wenn beim Beraten von schweren derartigen Entscheiden (denn die Richter haben sich den Entscheid über das Strafmaß gewiß nicht leicht werden lassen) auch die Stimme der Frau von ihnen gehört würde? Wir fragen schon sehr lange — und nun? —

E. B.

Frauenexistenz durch Kauf oder Miete einer elektr. Fallmaschen-Hebemaschine A. Bücheli, Herrengasse 12, Bern

Rationierung einst und jetzt

Schon verschiedentlich sind Vergleiche angestellt worden zwischen der Rationierung im letzten und in diesem Weltkrieg. Dieser Vergleich liegt auf der Hand und ist auch angebracht: er kann uns einerseits trösten, daß die Schweiz schon einmal trotz ähnlicher Nahrungsmittelknappheit vier Kriegsjahre ohne allzu große Not überlebt hat, und er kann uns auf der andern Seite illustrieren, wie wir diesmal zwar vor größern Schwierigkeiten stehen, wie aber auch die Vorbereitungen zur rechtzeitigen Versorgung mit größter Sorgfalt getroffen worden sind. Ein Vergleich ist nicht uninteressant:

Lebensmittel	Zuteilung im Januar 1918	Zuteilung i. Februar 1943
Zucker	600 g	500 g
FH-Waren (in g Konfitüre/Honig)	frei	500 g
Reis	400 g	—
Teigwaren	250 g	250 g
Hülsenfrüchte	frei	500 g
Hafer/Gerste (Kirse)	frei	250 g
Mehl/Mais (Kir'e)	600 g	400 g
Fett/Oel	frei	100 g
Oel	frei	2 dl
Butter	100 g	100 g
Butter/Fett	Fett frei	400 g
Käse, vollfett	frei	400 g
Eier	frei	2 Stück
Trockeneipulver	frei	50 g
Bohnenkaffee/Kaffee-Zusatz/Ersatz-Kaffee/Tee/Kakao/Nährmittel	frei	200 P.
Kaffee-Zusatz/Ersatz-Kaffee/Tee/Kakao/Nährmittel	frei	100 P.
Fleisch	frei	1000 P.
Brot (Tagesration)	225 g	225 g
Milch (Tagesration)	6 dl	4 dl
Kartoffeln (Jahresquote)	100 kg	frei

Im letzten Weltkrieg war die Versorgungslage der Schweiz bedeutend günstiger als heute. Während des ganzen Krieges stießen die Grenzen beider kriegführenden Staaten an unser Land. Wir konnten über Genua importieren und auch durch Frankreich. Italien trat erst spät in den Krieg ein, die Blockade war weniger scharf. Diesen Umständen entsprechend zeigt die Rationierung des letzten Krieges eine ganz andere Kurve: die meisten Lebensmittel wurden sehr spät, Hafer und Gerste 1918, Mehl im Herbst 1917, Fett und Oel im Frühjahr 1918, Käse sogar erst im Sommer 1918 rationiert. Dafür wurden dann aber meist sehr kleine Rationen verabreicht; so betrug die Käseration 1918 nur 250 Gramm, diejenige für Hafer und Gerste anfangs nur 75 Gramm, die Teigwarenration war großen Schwankungen ausgesetzt, Mais wurde ein ganzes Jahr lang überhaupt nicht abgegeben. — Im Gegensatz dazu griff man im zweiten Weltkrieg schon 1939 zur Rationierung vieler Lebensmittel und strebte danach, sie auf einem gleichmäßigen Stande zu halten. Dies ist denn auch bis heute gelungen, was bei den großen Einfuhrschwierigkeiten, mit denen die Schweiz heute zu kämpfen hat, bemerkenswert ist. Man hat aber im letzten Weltkrieg noch anderes gelernt: damals blieben viele Nahrungsmittel überhaupt unrationiert, so die Hülsenfrüchte, Fleisch, Kaffee und Eier. Sie waren aber entweder unerschwinglich teuer, besonders die Eier, oder sie verschwanden überhaupt zeitweise vom Markt.

Dieser Zustand ist aber für die Hausfrau viel unangenehmer und mühsamer als die Rationierung. Wenn ein Artikel rar, aber unrationiert ist, muß die Käuferin anstehen, warten, immer wieder nachfragen, ob er nun eingetroffen sei; dies raubt ihr viel mehr Zeit, als wenn sie jeden Monat ihr kleines Quantum beziehen kann. Sie kommt nun auch nicht mehr zu kurz gegenüber jenen Schläulingen, die immer wissen, wo sie wieder ein Quentchen beziehen können, und die dann den übrigen Käufern den an sich schon geringen Warenbestand wegschnappen. Die Konsumenten ziehen heute die Rationierung im allgemeinen dem freien okkasionellen Kauf vor, das beweisen die immer zahlreicher werdenden Aufforderungen an das Amt, die Schokolade zu rationieren. Es herrscht heute die Ansicht, daß ein mühelos errungenes kleines Quantum besser sei als ein großes, dem man tagelang nachlaufen müsse. So haben die ausgedehnten Rationierungsmaßnahmen in diesem Krieg nun auch die „Jagdgelüste" vieler Egoisten eingeschränkt und für eine gerechtere Verteilung des ganzen Bestandes gesorgt als dies im letzten Krieg möglich war.

„In all unserem Tun, in all unsern Mühen und Sorgen, durchzuhalten durch schwere Jahre, geht unser Blick und unsere Sehnsucht auf ein Ziel, auf den künftigen Frieden. Einmal wird er wiederkommen, und wenn wir auch wissen, daß damit noch keinenfalls Ruhe und Ordnung eingekehrt sein werden, daß es sich darum handeln wird, unter schwierigsten Voraussetzungen eine Welt in Trümmern wieder aufzubauen, so wollen wir doch heute schon uns auf diesen Augenblick rüsten. Es gibt nur eines, woran die Welt einst genesen kann, und das ist die Liebe, und es gibt nur eines, was einen Aufstieg verunmöglichen wird, und das ist der Haß.

Wir in der Schweiz haben die größte Verpflichtung und die größte Veranlassung, alles dranzusetzen, gegen den Haß zu kämpfen und dafür Liebe zu säen. Möge es uns gelingen, mögen wir Frauen unsern Anteil dazu beitragen, in unsern vielen nationalen Aufgaben, wie auch in unsern Verpflichtungen über unsere Landesgrenzen hinaus jener Botschaft von Glaube, Liebe und Hoffnung nachzuleben und uns stets bewußt zu sein, daß die Liebe das Größte unter ihnen ist."

Clara Nef
Präsidentin des Bund Schweiz. Frauenvereine
(in ihrem Jahresbericht 1942)

Das „schwache" Geschlecht

Wir wissen es alle, daß in den kriegführenden Ländern die Frauen aufs äußerste angespannt in der Kriegsindustrie arbeiten. In welchem Ausmaß und mit welchen Leistungen die Frauen insgesamt beteiligt sind, werden später die Statistiken darlegen. Ein konkretes Beispiel von enormer Leistung in einem Sektor des Verkehrswesens meldet sb. in der „Tat" im folgenden:

Weibliches Bahnpersonal in Deutschland

Wer sich auf den deutschen Bahnhöfen in Basel, Schaffhausen, Konstanz und St. Margrethen umsehen kann, ist erstaunt, daß anstelle von männlichem Bahnpersonal auch Frauen in Uniform die Züge vor allem als Kondukteure bedienen. Für uns Schweizer mag dieser Anblick etwas verblüffen, in Deutschland ist er aber etwas Alltägliches geworden, so daß er dort auch nicht mehr auffällt. Die Aufgaben der deutschen Bahn sind mit dem Krieg und der Ausweitung des Krieges ins Unendliche gewachsen, und gleichzeitig ist das Bahnpersonal durch Einziehungen

Genf Florissant 11
Hotel La Résidence
165 Betten, 3 Minuten vom Zentrum.
Konferenzzimmer, Restaurant-Bar. Großer Privat-Autopark. Im Park 3 Tennisplätze. Zimmer ab Fr. 5.–. Pension ab Fr. 13.–. Spez. Arrangements für längeren Aufenthalt. Tel. 41388.
85 Dir. **G. E. Lussy.**

Aber dies alles war nur ein lächerliches, selbst zurecht gemachtes Bild gewesen. Denn nun stand die Einsamkeit ihr greifbar gegenüber. Susanna sah sie körperlich im Wachen und im Traum — das starre Antlitz mit den dunklen, abgrundtiefen Augen, in deren letzter Tiefe nichts lebte als Verzweiflung. — Nun sollte sie mit dieser Begleiterin gehen. Wie lange? Sie kam sich uralt vor, aber war sie das wirklich? Nachts, wenn die Arbeit getan und aller Lärm um sie herum in den Schlaf geglitten war, dann saß sie in der dämmrigen Stube am Tisch und versuchte, zu denken. Manchmal versuchte Susanna, ihr Leben rückwärts zu lesen — sie zählte die Jahre . . . es war doch gar nicht so lange, sie war doch noch nicht alt — vor acht Jahren war ihnen das Kind geschenkt worden . . . es schien ihr wie gestern, daß sie ihn in Schmerzen geboren und dann ganz mit ihm gelebt hatte . . . wie Schmetterlinge im Frühling, so waren die Jahre vorübergeflogen. Nun schlichen sie dahin, ohne Sinn . . . ohne Zweck. Und niemand war da, der auf sie wartete, der ihrer bedurfte, zu dem sie sagen konnte: „Weißt du noch?" Der einzige, zu dem sie diese Worte „weißt du noch" hätte sprechen können, wäre der Mann Jacob gewesen. Warum nur hatte sie es nicht getan, als er lebte? Warum hatte sie ihn so verstummen gemacht . . . . warum, warum . . . Gespensterhaft ihr unbegreiflich, klang es ohne Laut und doch deutlich in die Stille der Nacht: „Darum, daß du lernst, mit mir zu sein . . ."

*

Zwei Jahre hatte sie es so zu tragen vermocht. Niemand, nicht die Diensten, nicht die Leute im Dorf, nicht die Verwandten des Mannes wußten, was sie litt. Für alle war sie immer die Gleiche, unverändert, gefaßt, schweigsam. Selbst der Pfarrer hatte es aufgegeben, ihr helfen zu wollen. Sie lehnte offensichtlich jeden Zuspruch ab . . . bis an einem späten Abend, als der Föhn in zuckenden Stößen um die Hausecken pfiff, es an der Tür des Pfarrhauses klopfte. Nur der Pfarrer war noch auf. Als er die schwere Doppeltür öffnete, erschrak er. Niemanden hätte er jemals weniger erwartet als diese Frau, die in dem Brausen des Föhnes dastand, er sah nur die dunklen Augen — es stand in ihnen die nackte Verzweiflung.

„Seid ihrs, Frau Amstutz? Was gibts, kommt herein . . .", da riß Susanna Amstutz die Arme wie zur Abwehr hoch. Als ob etwas Entsetzliches sie verfolgte und schon hinter ihr stände, stöhnte sie auf: „Ich kann nicht mehr . . ."

*

Pfarrer Steiner nahm sie wie ein Kind an der Hand und führte sie in seine Studierstube. Wortlos drückte er sie in den Sessel am Ofen. Dann setzte er sich still an seinen Schreibtisch. Er fühlte es, hier durfte man noch lange nicht reden oder fragen, hier mußte man warten und die Frau weinen lassen. Sie hatte viel nachzuholen an Tränen. Sie hatte nicht geweint beim Tode des Kindes, auch als der Mann zu Grabe getragen worden, war sie tränenlos geblieben. Es gab Menschen, die ihre Tränen gleichsam ersticken konnten — sie zuschütten, mit ihrem Stolz, wie man eine aufbrechende Quelle unter Quadern ersticken kann . . . aber einmal brach sich jede unterdrückte, vergewaltigte Kraft Bahn.

Der Pfarrer lauschte auf das stoßweise Schluchzen der Frau — dann auf das Brausen draußen . . . das Ungestüm des Föhns riß die alten Kirschbäume vor dem Hause hin und her, knickte die dürren Aeste ab, sie raschelten durch das Gezweig zur Erde. So machte der Sturm Platz für die treibenden Kräfte der Säfte. Was unfruchtbar, hart und dürr geworden, was tot war, mußte fort. Nur so konnte Blüte und Frucht neu entstehen. — Dem Pfarrer wurde es klar, warum die einsame Frau sich gerade jetzt zu ihm geflüchtet hatte . . . Natur und Menschen, alle waren sie von dem Erschaffenden in den gleichen Reigen gestellt. So wie da draußen in der Natur vieles umgebrochen wurde, um Neuem Platz und Licht zu geben, so brach in dieser „starren" Frau das auf, was sie jahrelang kalt und leblos in sich gefangen gehalten hatte — Sich selbst unbewußt strebte sie zum Leben hin . . . und an ihm war es, ihr bei diesem ersten Schritte zu helfen.

Das Weinen wurde endlich gelinder. Die Frau trocknete sich die Augen, strich sich mechanisch die Haare hinter das Kopftuch zurück. Dann sagte sie leise, wie in Scham: „Entschuldigt, Herr Pfarrer, es hat mich übernommen."

Er nickte nur. Und sie empfand dankbar, daß er ihr noch Zeit ließ. Daß er still war, wie es überhaupt hier still war . . . nach dem Brausen der Nacht, durch das sie gejagt, nach dem Tumulte in ihrer Seele. Wie gut, hier so zu sitzen . . . im Halbdunkel, nicht allein, aber auch nicht beobachtet. Von den seinen Händen, die dort ruhig auf dem Grün des Schreibtischüberzuges lagen, ging Ruhe aus. Die Augen der Frau wanderten weiter — von diesen Händen zu dem Gesicht des Pfarrers: sie sah nur Mund und Wangenpartie beleuchtet. Die hohe Stirn war schon im Schatten . . . Daß alles so gedämpft war, nichts Grelles hier, das war wie Erlösung: wie ein Geschenk. Man könnte sich locker lassen, man durfte müde, schwach sein . . . man durfte sprechen: „Es ist mir gewesen, . . . als würde ich verrückt . . . ich bin zu allein . . . ", schon fand sie nicht mehr weiter. Hilflos schaute sie den Pfarrer an. Er mußte für sie das nächste Wort finden. Für sie war es zu schwer, sie hatte ja das Reden fast verlernt.

„Das wußte ich schon lange", nickte Pfarrer Steiner „und darum ist es recht, daß ihr zu mir kommt. Es wird vieles in diesen bösen Jahren Euer Herz bedrückt haben . . . aber wer so tapfer ist wie ihr, der findet doch zuletzt seinen Weg."

Susanne wiederholte ganz leise: „Tapfer . . .?" Ja, sie hatte es versucht, tapfer zu sein, sie hatte gewollt. Aber es gab einen Augenblick, da gab es kein Wollen mehr. Allein, wie soll ich es allein? dachte sie. Pfarrer Steiner schien ihre Gedanken zu lesen. Sich ihr nun ganz zuwendend, fragte er mit einem Ton, der sie von ihrem Grübeln fortlenkte: „Ihr seid zu jung, um so allein auf dem Hofe zu sein . . . nur mit den Erinnerungen . . . habt ihr niemanden, der zu euch kommen könnte?"

Sie schüttelte nur den Kopf: „Niemanden, Herr Pfarrer."

„Und doch müßt ihr schauen, etwas Neues in euer Leben zu bringen. Irgend einen Menschen, für den ihr etwas tun könnt, und der für Euch da ist. Besinnt Euch in aller Ruhe. Es wird Euch gewiß ein Ausweg in den Sinn kommen. Auch ich werde darüber nachsinnen. Irgend ein Mensch wird doch auch für Euch da sein, mit dem Ihr auskommen könnt."

Mit einer unvermutet schnellen Bewegung hob die Frau den Kopf, schaute den Pfarrer an, öffnete den Mund, als wollte sie sprechen. Doch schon hatte sie sich anders besonnen und senkte den Blick.

Doch jetzt ließ der Pfarrer sie nicht mehr entfliehen: „Ist Euch etwas in den Sinn gekommen? Was ist es? Wollt Ihr es mir nicht anvertrauen?"

Da hob die Frau die Hand, um sie dann wieder

zum Militärdienst derart geschrumpft, daß immer mehr Frauen als unentbehrliche Hilfskräfte in diesem Unternehmen tätig sind. Bei Kriegsausbruch waren von etwa einer Million Angestellten etwa 16,000 Frauen. Heute sind es bereits über 100,000 und die Zahl steigt weiter. Diese Frauen leisten schwere und verantwortungsvolle Arbeit.

Die Schaffnerin wird in vierwöchiger theoretischer und praktischer Unterweisung auf den Fahrdienst vorbereitet und mit einem Kondukteur oder Zugführer zwei weitere Wochen auf die Lehrfahrt geschickt. Bei der Abschlußprüfung muß sie 80 bis 100 verschiedene Billettsorten kennen, das Kursbuch lesen und Kilometer ausrechnen können. Strecken und Anschlüsse müssen natürlich auswendig gelernt werden, ebenso Weichenstellung, Signale und Dienstvorschriften. Die Güterzugsbegleiterin, die in ihrem einsamen Sitz als Schlußschaffnerin im Bremshäuschen Dienst tut, muß bei Tag und Nacht über die Ladung der Güterwagen wachen und auf über 400 verschiedene Signale reagieren. In ihrer Ausbildungszeit sind 14 Tage Werkstattarbeit inbegriffen. Für diesen Dienst kommen nur ganz gesunde Frauen mit guter Sehtüchtigkeit und Hörschärfe in Frage. Sie leisten 54 Stunden Dienst pro Woche. Die Zugsbegleiterin ist in ihrer Entlöhnung dem Manne gleichgestellt. Auf Bahnhöfen ist die Frau als Fahrdienstleiterin, als Bahnsteigschaffnerin und im Schalterdienst tätig. Die Reichsbahn beschäftigt ferner Autofahrerinnen für Personenwagen, Postsendungen und Güter. Auch im Maschinenschuppen sind heute Frauen beschäftigt, vor allem als Lokomotivputzerinnen. Angestellt werden in erster Linie die Ehefrauen von jungen Bahnangestellten, die an der Front weilen.

Lasset die Frauen arbeiten!

Zu Anstieg und Abbau der Frauenberufsarbeit, wie sie in Nr. 5 unter „Je nach Bedarf" erwähnt wurden, schreibt man uns von anderer Seite, die Probleme im Bureaufach beleuchtend, folgendes:

„Die Frau gehört ins Haus." Vor Jahren konnte man diesen Ausspruch hören, als es schwer war für Kaufleute, Stellen zu finden. Damals gab es Leute, die glaubten, daß die Arbeitslosigkeit aufgehoben werden könnte, wenn die Frauen aus dem Berufsleben zurücktreten würden. Es mag ja an und für sich sehr verlockend getönt haben, daß unser Arbeitsbeschaffungsproblem in dem Sinne gelöst werden könnte, indem wir Frauen aus dem Erwerbsleben verdrängt, und die jungen Mädchen wieder wie in alter Zeit mehr oder weniger untätig zu Hause sitzen würden, um auf einen Freier zu warten.

Daß es aber auch heute Leute mit dieser Anschauung gibt, hat bei vielen schmerzliche Enttäuschung hervorgerufen. Wie könnte die Frau allen an sie gestellten Anforderungen genügen, wenn sie sich nicht schon in der Vorkriegszeit ihre beruflichen Fähigkeiten erworben hätte?

Eine öffentliche Verwaltung suchte kürzlich zwei Stenotypistinnen. Da es gegenwärtig bekanntlich nicht leicht fällt, tüchtige Kräfte zu finden, wurde in der Ausschreibung erwähnt, daß es sich um Dauerstellen handle.

Auf dies Inserat gingen nicht nur Offerten, sondern viele Schmähbriefe ein, weil eine öffentliche Verwaltung Dauerstellen an Frauen offerierte. Ueberall hieß es, die Frau gehöre ins Haus, und die Verwaltungen hätten die Stellen für männliche Angestellte zu reservieren. Einer der Briefschreiber ging sogar so weit, die Inserentin als eine „schmutzige Verwaltung" zu titulieren, weil sie mithelfe, daß die Frauen den Männern die Stellen wegnehmen, und nicht in erster Linie männliche Bewerber zur Einreichung von Offerten auffordere.

Es herrscht gegenwärtig große Nachfrage nach tüchtigem Bureaupersonal. Daher ist nicht anzunehmen, daß es sich bei den Schreibern — die Briefe waren zu einem großen Teil anonym eingesandt worden — um stellenlose tüchtige Kaufleute handelte. Solche hätten ja besser getan, eine geschickt abgefaßte Offerte einzureichen, statt auf feige Art die Verwaltung mit Vorwürfen zu überhäufen.

Was anderes als Neid kann also die Briefschreiber zu diesem Schritt verleitet haben? Hat uns denn nicht gerade die Gegenwart gelehrt, daß die Kenntnisse der Frau nicht ausschließlich auf den Haushalt beschränkt sein dürfen? Für den Kriegsfall brauchten wir Frauen, die fähig waren, für unsere zur Armee abberufenen Mitbürger einzuspringen. Es war daher notwendig, daß wir schon in Friedenszeiten mit unserer Arbeit vertraut waren.

Das Wort „Dauerstellung" hat Anstoß erregt. Also soll die Frau nach Ansicht dieser Leute bei Kriegsende wieder ins Haus zurückkehren, denn ihre Pflicht sei dann getan.

Sind sich denn die Vertreter der Ansicht, die Frau gehöre ins Haus, nicht bewußt, daß die Verdrängung der Frau aus dem Erwerbsleben schwerwiegende Folgen für unsere Wirtschaft mit sich bringen müßte. Hier sei einmal nur von der Frau als Konsumentin die Rede: Unsere Industrie wurde ausgebaut, daß in normalen Zeiten möglichst viel produziert werden kann. Es muß daher für die Erzeugnisse rascher Absatz gesucht werden, um wieder neue Arbeit zu schaffen. Ein rascher und großer Absatz ist aber nur möglich, wenn das Volk über genügende Geldmittel verfügt, um sich den Ankauf der angepriesenen Ware leisten zu können.

Die berufstätige Frau ist eine gute Konsumentin. Sie leistet sich vieles, das sie sich als Haustochter, die von den Eltern ein beschränktes Taschengeld erhält, nicht anschaffen könnte. Sie kann sich besser kleiden und gibt somit der Textilindustrie und den Schuhfabriken Verdienst. Würde sie nicht über ein eigenes Einkommen verfügen, müßte sie aus billigstem Material sich selber Kleider schneidern; damit würden viele Schneiderinnen, die ihrerseits durch ihre Ausgaben für Dritte wieder Arbeit schaffen, arbeits- und somit verdienstlos. Die Frau mit einem eigenen Einkommen kauft sich Bücher, besucht Konzerte, das Theater, spart sich dann und wann den Betrag für irgend einen kleinen Luxusgegenstand zusammen, sie hilft also mit ihrem Geld den Absatz vergrößern, mit andern Worten: sie schafft Arbeit.

Denken wir einmal daran, wie viel mehr sich die Familie einschränken müßte, wenn die Töchter nicht auch mithelfen würden, das Einkommen zu vergrößern. Unsere Ingenieure erfinden neue Apparate, die der Hausfrau die Arbeit erleichtern sollen. Es entstehen somit neue Industrien, und wenn der Absatz gesunden wird, so finden wieder viele Arbeiter Beschäftigung. Was nützt das aber der Wohlfahrt unseres Volkes, wenn nur einige wenige sich die Anschaffung leisten können? Um wieder Arbeit zu schaffen, müssen die breiten Massen des Volkes in der Lage sein, den Artikel zu kaufen. Die mitverdienende Tochter hilft somit der Familie Neuanschaffungen zu erleichtern und besser zu wohnen.

Unsere Heimat ist ein Reiseland. Sicher könnten sich weniger Familien in einem Hotel Ferien leisten, wenn nicht die erwachsenen Töchter helfen würden, das gemeinsame Einkommen zu erhöhen. Dadurch, daß die Familie mehr Geld zur Verfügung hat, kann sie sich erlauben, für die Ferien mehr auszugeben, und viele Menschen finden dadurch in der Fremdenindustrie wieder Verdienst.

Es trifft auch nicht zu, daß die berufstätige Frau ihr Geld auf die Seite legt und es damit dem Verkehr entzieht. Die alleinstehende Frau braucht ihren Verdienst größtenteils für ihren Unterhalt, und die Tochter, die im elterlichen Haushalt nur einen kleinen Betrag abgeben muß, spart sich meistens das Geld für eine Aussteuer zusammen. Sie ist in der Lage, für die Einrichtung mehr Geld auszugeben und unterstützt somit Qualitätsarbeit, während der Familienvater das Geld für die Aussteuer der erwerbslosen Tochter an den Ausgaben der ganzen Familie absparen müßte und zwangsläufig eine Aussteuer von nur geringerer Qualität erstehen könnte, was dann der Handwerker zu spüren bekäme. Zudem liegt es mehr im Interesse des Volkswohls, daß die jungen Eheleute ihre Einrichtung nicht auf Kredit kaufen müssen, um die Ehe nicht mit Schulden zu beginnen.

Aus diesen wenigen Beispielen sehen wir, daß die Entwicklung der letzten Jahrzehnte die Frau als Glied in die Kette unserer Wirtschaft eingereiht hat. Würden wir sie aus dem Arbeitsprozeß ausschalten, so würden scheinbar wohl für arbeitslose Männer Stellen frei werden, gleichzeitig würde aber der Absatz verschiedener Erzeugnisse, für die vorwiegend die Frau als Konsumentin in Betracht fällt, abnehmen. Anstatt mehr Arbeit zu schaffen, würden wir lediglich den Umsatz einschränken, und wir wären wieder da angelangt, wo wir schon vorher waren, nämlich beim ungelösten Arbeitsbeschaffungsproblem. —

Es kommt niemandem in den Sinn zu verlangen, daß man die Maschinen abschaffe, um nur noch von Hand hergestellte Produkte in den Handel zu bringen. Ebenso wenig können wir die berufstätige Frau von ihrer Stellung verdrängen, denn wir würden dadurch lediglich einer Entwicklung der Neuzeit entgegenarbeiten. Geben wir daher der Frau die Möglichkeit, denjenigen Beruf zu ergreifen, der ihr Freude macht und ihr am ehesten liegt, und gönnen wir auch den Stenotypistinnen ihre Dauerstellungen. Sie eignen sich für den Beruf und beziehen nur ein bescheidenes Gehalt, mit dem eine Familie niemals auskommen könnte, geben aber durch ihren Verdienst — zur Entlastung ihrer Familien — andern wieder Arbeit und Brot. —

Ann Mary.

Kleine Rechtsbelehrung

Auch für Frauen ist es ratsam, daß sie sich mit den Bestimmungen über die

Testamentsabfassung

bekannt machen, denn es existieren peinlich genaue Vorschriften über die Form, in der der letzte Wille ausgedrückt werden muß, und wer diese Vorschriften nicht kennt oder sie nicht genau beachtet, muß gewärtigen, daß sein Testament, vielleicht um einer Kleinigkeit willen als ungültig erklärt wird.

Vorbedingungen

Als erste Voraussetzung gilt nach Art. 467 des ZGB, daß nur der ein gültiges Testament errichten könne, der urteilsfähig sei und das erforderliche Reifealter erreicht habe. Gründe für Urteilsunfähigkeit können sein: Geisteskrankheit, Altersschwäche, Krankheit, Bewußtlosigkeit usw. Wenn der Erblasser entmündigt war und einen Vormund hatte, kann er trotzdem sein Testament selbst machen, weil ein Entmündigter nicht immer urteilsunfähig zu sein braucht. Das Geschlecht hat keinen Einfluß auf das Recht der Testamentsabfassung. Die verheiratete Frau kann über ihr Sondergut, über ihr eingebrachtes Gut und auch über ihren Anteil am Gemeinschaftsgut frei, ohne Zustimmung des Mannes verfügen. — Das Reifealter beginnt bei uns mit dem 18. Jahr. Es ist nicht zu verwechseln mit der Mündigkeit. Ein siebzehnjähriges Mädchen, das die Bewilligung zur Heirat erhält, wird zwar dadurch mündig, nicht aber reif erklärt, es kann also kein Testament machen.

Die eigenhändige Verfügung

Nach Art. 505 ist die eigenhändige Verfügung eine vom Erblasser mit eigener Hand niedergeschriebene, datierte und unterschriebene Urkunde, die seinen letzten Willen enthält. Der Erblasser muß selbst die Schriftzüge des Testamentes setzen. Er kann dies, wenn nötig, mit dem Mund oder mit den Füßen tun, auf der Schreibmaschine darf ein Testament nicht abgefaßt sein, dagegen ist Stenographie erlaubt. Auch Ort und Zeit der Abfassung müssen genau angegeben sein. Ist auf einem Briefkopf das Datum bloß vorgedruckt, so ist das Testament ungültig. Als Ort muß die politische Gemeinde angegeben werden, in der das Testament verfaßt wurde. Wenn an dem Testament mehrere Tage geschrieben wird, wird der letzte Tag als Datum vermerkt. Die Unterschrift muß Vor- und Geschlechtsname umfassen, doch hat das Bundesgericht auch einen Künstlernamen oder ein Pseudonym als gültig erklärt. Ebenso kann man als Unterschrift z. B. setzen „Euer Vater". Die Aufbewahrung des Testamentes ist jedem freigestellt, er kann es einem Treuhandinstitut, einer Bank oder auch dem Erbschaftsamt zur Aufbewahrung übergeben. — Dieses eigenhändige Testament ist einfach, es hat aber auch den Nachteil, daß es gefälscht oder unterschlagen werden oder in der Form ungültig sein kann.

Das notarielle Testament

Das öffentliche Testament dagegen wird von einem Notar aufgesetzt und von zwei Zeugen unterschriftlich bestätigt. Es ist mit recht komplizierten Formalitäten verbunden, die der Erblasser selbst aber nicht zu kennen braucht.

Das Nottestament

In außergewöhnlichen Notfällen kann der letzte Wille auch in Form eines mündlichen Testamentes festgelegt werden, bei einem Unglücksfall oder plötzlicher schwerer Erkrankung. Der Erblasser muß das Testament vor zwei Zeugen, wenn nötig durch Zeichen machen; die Zeugen dürfen keine Blutsverwandten, keine Ehegatten, Geschwister oder Schwäger sein. Die Zeugen müssen diesen letzten Willen sofort niederschreiben, datieren und unterschreiben und dann unverzüglich persönlich einer Gerichtsbehörde überbringen oder dieser mündlich zu Protokoll geben. Im Militärdienst kann das Nottestament statt der Gerichtsbehörde einem Hauptmann übergeben werden.

Enterbung

Eine Enterbung ist nur gültig, wenn im Testament genau erklärt wird, aus welchen Gründen sie erfolgt. Vor Gericht kann die Enterbung natürlich angefochten werden. Die andern Erben müssen dann beweisen, daß ein stichhaltiger Enterbungsgrund vorhanden ist. Die Gründe, die zur Enterbung berechtigen, müssen genau studiert werden, da sie nicht sehr zahlreich sind. So kann zum Beispiel ein Vater seinen Sohn nicht enterben, weil er ihm geschäftlich geschadet hat.

Diese Angaben entstammen den Erläuterungen über Testamentsabfassung, die der Berner Professor P. Tuor in der Schweizerischen Juristischen Karthothek veröffentlicht hat.

Kurse und Tagungen

„Stadt und Land — Hand in Hand"

Tagung der Berner Frauen

Samstag, 27. Februar in der französischen Kirche, Bern.

9.45 Uhr: Beginn: Eröffnung durch den Regierungspräsidenten, Dr. Max Gafner.

10.30 Uhr: Vortrag von Regierungsrat Dr. H. Dürrenmatt: Die Aufgabe der Frau in der Gemeinde ehemals und heute.

14.30 Uhr: „Vom Schulmädchen zur Berufsfrau, Staatsbürgerin und Mutter"
(Verschiedene Kurzreferate).
Aussprache.

Eintritt 1.—

Bernischer Frauenbund
Verband Bernischer Landfrauenvereine

Verstaubte Mädchenromantik

Als wir achtzehn Jahre alt waren und uns mit mehr oder weniger wachem Ernst auf die Maturität vorbereiteten — es sind noch keine 10 Jahre her — hätte uns vielleicht

der Film „Maturreise",

den die Gloria Film A.-G. nach dem Roman von Paul Matthias gedreht hat, wenigstens gefallen; begeistert hätte er uns auch damals nicht. Wir hätten wahrscheinlich da und dort mitgestöhnt und mitgeschwärmt: „Ja, so ist es!" Wir lasen ja damals — mit achtzehn zwar schon nicht mehr, aber doch mit fünfzehn Jahren — im Verstohlenen auch „Das Kränzchen", worin mit nie versiegender Phantasie Internatsgeschichten schöner und häßlicher junger Töchter variiert wurden. Damals schien es uns eine gerechte Verteilung, daß die Hübschen zwar nicht immer ausgesprochen dumm, die Klugen aber immer häßlich waren. Noch viel besser leuchtete es uns ein, daß diese jungen Töchter verwegene Streiche machten, und daß sie alle zusammen für den gleichen Lehrer schwärmten. Die Jugend bespiegelt sich gern selbst, und besonders die weibliche Jugend versetzt ihr Dasein manchmal gern in eine Traum- und Wunschwelt, dorthin, wo einem alles so leicht in den Schoß fällt: ein Maturzeugnis mit lauter Sechsern, das Liebesgeständnis des umschwärmten Lehrers, der Neid der Freundinnen, die ja in dieser Traumexistenz vorschriftsmäßig immer die Benachteiligten sind.

Das sind Uebergangsjahre, Entwicklungserscheinungen, es ist eine Lebensphase, die in ihrer etwas geschmacklosen Sentimentalität nicht zu

---

mutlos auf das dunkle Kleid zurückfallen zu lassen:

„Ach, Herr Pfarrer ... wenn die Leute nicht wären ..."

„Aber Frau Obmann, bisher habt Ihr Euch doch nie um die Meinung der Leute gekümmert? ... Wenn Ihr nach dem Gerede der Menschen fragt .. es gibt Euch niemand etwas dafür. Sich selbst und seinem Gewissen muß man Rechenschaft geben können ... dann ist alles andere unwichtig .. Ueberlegt noch einmal in aller Ruhe und kommt wieder, wenn Ihr mit mir sprechen wollt. Ich bin immer für Euch da .. auch hält am Abend ... das muß Euch nicht kümmern."

„Na dann ..."

Susanne erhob sich, „und habt schönen Dank, Herr Pfarrer. Gern werd ich wiederkommen. Es hat mir geleistet .."

Sie streckte dem Pfarrer die Hand entgegen. Der Pfarrer sah diese Hand an und fühlte in dem festen Händedruck die schmale und unbäuerliche Bildung dieser Finger ... alles paßte bei dieser Frau zusammen. Doch die Frau paßte nicht in ihre Umgebung. Darum mußte sie wohl mehr leiden als andere. Darum stand sie so gleichsam in einem luftleeren Raum.

„Wartet, ich bringe Euch heim."

„Ihr müßt Euch nicht bemühen, Herr Pfarrer, ich bin's ja gewohnt, einzig zu gehen."

„Kommt nur. Ich wandere abends gern noch ein Stückchen."

Susanne widersprach nicht mehr. Sie empfand es doch wie eine Wohltat, nicht allein dieser unruhigen und stürmischen Nacht ausgeliefert zu sein. Es tat gut, nicht mehr nur den Wind zu hören, sondern auch den gleichmäßig-festen Schritt des Pfarrers. Wie lange hatte sie keinen beschützenden Mannesschritt neben sich vernommen! (Fortsetzung folgt.)

Bücher

„Geschichten für Daniela"

Alma Chiesa, die nimmermüde luganesische Kinderfreundin und Erzählerin, welche letztes Jahr der Tessiner Kleinwelt die Abenteuer des Riesen „Blitzbrecher" schenkte bietet ihr nunmehr fünf Geschichten, deren Helden, teils Pseudohelden, verschiedenerlei Buben sind: ein Träumer, ein „Wunderfix", ein Keckling, ein Angsthase, ein tapferer Hirte und Pfeiffer. Zum bunten „Personenverzeichnis" gehören noch Schafe, Böcke, Rosse, Bären, Kamele, auch eine prächtig gefiedrigte Elster, und außerdem ein blitzschnelles Auto und ein alles überbietendes Flugzeug.

Hauptvorzüge dieser, aus unserer Gegenwart heraus ersonnenen und doch von etwas wie Märchenzauber angehauchten Geschichten: die einfache, fast durchwegs wirklich gesprochene Sprache und die natürliche Lebendigkeit. Ganz unsentimental gibt sich die Erzählerin, indes — sie hat das Herz auf dem rechten Fleck, sie lächelt neckisch und gütig zugleich. Am tiefsten in die Welt und in das Wesen der Poesie dringt sie mit dem „Wunder der drei Weisen".

Ihre Nichte Daniela, die zuweilen drollig ins Erzählen eingreift, kann sich gratulieren zu einer so allzeit bereiten fabulierfähigen Tante. Im Namen vieler sagen wir der Kleinen Dank, daß es ihrer fordernden Andacht gelang, solch spannende Geschichten hervorzulocken. Zweifellos würden diese auch von hiesigen Kindern mit Lust vernommen. Wer überträgt sie in beschwinktes Deutsch? —

Das Istituto Editoriale Ticinese hat, mit Hilfe des Illustrators Carlo Cotti, die „Storie per Daniela" gefällig ausgestattet (Dem Setzer ins Ohr geflüstert: die gewiß baldige Neuauflage dürfte etliche Druckfehler nicht mehr aufweisen!) E. N. Baragiola

Imma Grolimund: Die Eulenfibel

(Verlag Waldstatt)

Die Verfasserin nennt ihr soeben erschienenes Buch einen „Roman um Schuld und Sühne". Wer hinter diesen beiden Worten an einen Kriminalfall denkt, geht fehl. Der große Reiz dieses Romans liegt gerade darin, daß wir genau wie die Hauptfigur des Buches, der junge Eichmüller, nur durch Hörensagen an vergangene Ereignisse herangeführt werden und gezwungen sind, selbst dazu Stellung zu nehmen. Ganz fein wird nebenher auch die Frage berührt: darf die Gräberruhe prähistorischer Geschlechter nur um der wissenschaftlichen Wißbegier willen gestört werden? Aber stört nicht auch der Raummangel im christlichen Dorffriedhof gar oft die ewige Ruhe, und kommt nicht auf diesem Wege die gespenstige Eulenfibel wieder ans Tageslicht und rührt altes Gerede um Schuld oder Unschuld wieder auf?

Ebenso schwebend wie der Begriff der Schuld ist der der Sühne. Auch hier macht sich der Leser seine eigenen Gedanken und verfolgt die Fäden rückwärts und vorwärts. Wie eigen berührt es, wenn das verhängnisvolle Schmuckstück aus gallo-römischer Zeit, von unbesonnener Hand in den See geschleudert, nach wenigen Tagen von einem Fischer gefunden und in die Hand eines Altertumskenners weitergegeben wird! In unbekannte Hand also! Wird die Eule mit den teils lockenden, teils abstoßenden Augen nun endlich in einem Museumskasten zur Ruhe kommen oder ihren heillosen Zauber weiterspinnen, gar in die endlich von ihr befreite Familie Eichmüller zurückfinden? A. R.

Azorin:
Spanische Visionen — Literarische Paraphrasen

Verlag Rascher, Zürich.

B. Skizzen, in denen Gestalten der klassischen spanischen Dichtung auftreten, bringt uns der Rascher-Verlag in diesem Büchlein. Da können wir den Spuren eines Don Quijote und seines Schöpfers Cervantes folgen, da wachsen die Kathedralen und Moscheen Spaniens vor unseren Augen empor, umrankt von tausend kleinen Einzelzügen aus der spanischen Geschichte, dargestellt von einem sehr belesenen und tief in dieser Kultur lebenden Schilderer. Trotzdem wird dem Leser, der die spanische Geschichte und Literatur nicht gut kennt, manches unverständlich bleiben. Die leichte, skizzenhafte Art der Darstellung setzt eine gewisse Sachkenntnis voraus. Der Reiz des Büchleins liegt nicht im Was, sondern im Wie der Darstellung. Es vermittelt nicht neue Kenntnisse, sondern spielt mit längst Bekanntem, um es so wieder lebendig zu machen. Dort, wo einem das Dargestellte vertraut ist, wie z. B. die Geschichte des Ritters von der traurigen Gestalt, folgt man dem Autor mit Vergnügen auf seinen Gängen, und so kann das Büchlein für Leser, die irgendwelche Beziehungen zu Spanien haben, eine Fülle der Anregung bieten.

Praxis der Hausfrau

Ein Auflauf hilft Brot sparen

Brotauflauf mit Käse
(Zutaten für 4 Personen)

500 gr Brot, 6 dl. Milchwasser, 30—50 gr Käse, Salz, ev. Muskat, 1—2 Eßlöffel Trockenei (eingeweicht) oder 1 Ei.

In Würfel geschnittenes Brot mit der Hälfte des Milchwassers 2—3 Stunden einweichen. Nachher lagenweise mit dem Käse in die befettete Auflauf- oder Backwunder-Form einfüllen, übrige Zutaten gut mischen und darüber gießen. Backzeit ca. 50 Minuten. Flammenstellung: schwach mittelgroß, beim Backwunder Ventillöcher halb bis dreiviertel geöffnet. Variationen entweder durch Beigabe von Kümmel (vorher angebrüht) oder durch Speckwürfeli (mit Zwiebeln glasig gedünstet), Wursträdli oder evtl. Leberwurst.

(Beratungsdienst Gaswerk Zürich)

---

den rühmlichsten des Frauenlebens gehört. Wir schauen später etwas verschämt auf jene Zeit zurück und hoffen, daß wir uns nicht zu viel vergeben haben. Wir betrachten zwar jede neue Mädchengeneration, die in dieses kurze Stadium gelangt und es auch bei aller Modernisierung, bei allem Sport, bei allen neuzeitlichen Kameradschaftsbegriffen nicht ganz umgehen kann, mit freundlicher Nachsicht; aber wir möchten diese Zeit nirgends verewigt sehen, weil sie eben nur flüchtig, nicht typisch und etwas peinlich ist. Angehende Maturandinnen werden sich also diesen neuen Dialektfilm mit einigem Genuß ansehen — wenn sie einige Jahre älter sind, werden sie ihn bedauern.

Freude wird er vielleicht auch denen bereiten, die sich Großeltern dieser vierzehn Töchter nennen könnten, denn sie sehen frische radelnde, sich tummelnde Jugend, sie verlangen nicht viel Spannung oder Gewicht, sie wollen ganz gern „etwas Leichtes" sehen, sie freuen sich, daß die blonde Maria auf der Maturreife einen Freier erwischt, wie sie sich darüber freuen würden, wenn Maria ihre Enkelin wäre. Was wird aber das gesamte übrige Publikum zu diesem Film denken? Zu diesem belanglosen Ausflug in den Tessin, wo lauter Nichtssagendes passiert, wo eine ganze Reihe von Menschen nur flüchtig gestreift wird, wo die einzige Belebtheit von welsch-tessinerisch-schweizerdeutschem Durcheinanderreden herrührt, wo junge Mädchen, die übrigens — mit Ausnahme von Elvira Schalcher — ausnahmslos viel zu alte Gesichter haben, sich in eine Gefühlswelt der Gartenlaubezeit zurückkünsteln?

Wo liegt denn eigentlich der Gehalt in diesem Drehbuch? Ein junges Mädchen glaubt seinen nicht mehr ganz jungen Lehrer zu lieben, der offenbar ebenfalls eine Neigung für seine Schülerin verspürt. Sie entschließt sich dann aber, einen jungen Maler, der ihr Kopf über Hals in den Tessin nachstürzt, zu heiraten. Ein anderes junges Mädchen trägt den Kummer um seine Mutter, die das Heim verlassen hat, mit auf die Reise, findet den Liebhaber der Mutter und will sich erschießen, woran es im richtigen Moment gehindert wird, da der vermeintliche Liebhaber nur ein Jugendfreund ist und die fortgelaufene Mutter bereits wieder in Zürich weilt. Ueberall ist das eigentliche Ausschöpfen ernster Szenen ängstlich umgangen, alles wird bagatellisiert. Die „Verzweifelte" wirkt mit dem Revolver an der Stirn trotz ihrem jämmerlich verzogenen Gesicht komisch wie einst die Primaner, die sich wegen ihrer Schulden eine Kugel durch den Kopf jagen wollten. Lydia, die sich unter dünnen Vorwänden an das Idol „Lo" heranwirscht, hätte vor fünfzig Jahren viel bessere Figur gemacht mit ihrem Lehrerschwarm. Die ganze backfischartig alberne Empörung darüber, daß Herr Dr. Lorenz sie noch immer als Schülerinnen behandelt, dann die plötzliche Wendung und Bewunderung, als er einem ungezogenen Tessiner einen Kinnhaken versetzt, ebenso die konventionelle Antipathie gegen die steife englische Miß und die nachherige rührende Versöhnung, überhaupt dies ganze zwitschernde, schwirrende, läppische, nichtssagende Gehabe wirkt so überholt, daß es auch durch Schwimmkünste, Radeltouren und Swingproduktionen nicht modernisiert, sondern nur noch mehr kontrastiert wird.

Warum mußte die Filmgesellschaft zu diesem Roman greifen, der so wenig Geschlossenheit der Handlung ermöglicht, der eine Gefühlswelt schildert, die für das heutige Mädchen nur noch in beschränktem Maße gilt, der nirgends die Möglichkeit für eine wirklich packende schauspielerische Leistung bietet? (Am ehesten gewann sich noch die charmante Blanche Aubry durch ihre ausdrucksvolle Mimik Sympathie.) Das ganze Werk wirkt unfertig, nur angetippt, unseriös und oberflächlich. Warum — die Frage ist schon allerorten laut geworden — will sich der Schweizerfilm denn nicht mit heutigen, aktuellen und tiefgreifenden Fragen beschäftigen? Warum ist er von Schöpfungen wie dem „Wachtmeister Studer" wieder abgekommen, um sich so einseitig ins Belanglose, inhaltslos Liebliche, oberflächlich Erfreuende zu retten? Schon die Verfilmung der „Mißbrauchten Liebesbriefe" und vom „Schuß von der Kanzel" ließen diese Frage bei aller künstlerischen Vollendung jener Filme laut werden. —

Die vierzehn Maturandinnen sind keine Mädchen von heute, sie sind Pensionatstöchter von anno 1880, die zufällig Velofahren und Jazzmusik spielen können. Schade, daß bei solchen Atavismen auch der Genuß der zum Teil prächtigen Aufnahmen verloren geht! Möge dieser Film bald von einem neuen überholt werden, der dann das heutige Mädchen im Reifealter so darstellt wie es ist: mit der bei aller jugendlichen Unbekümmertheit wachen Besonnenheit, mit dem Verantwortungsbewußtsein und dem Ernst, den unsere heutige Zeit wahrhaft auch dem jungen Menschen schon beibringt und der ihn ja gerade unterscheidet von jener einer sorglosen beschaulichen Epoche angehörenden Generation! Sa.

Eine Anregung

Wir vernehmen, daß die Schweizer Kolonie in Bukarest das Damenzimmer ihres neuen Heimes gern mit etlichen Bildern von hervorragenden Schweizerfrauen zu schmücken wünschte. Schweizer Frauenorganisationen haben nun eine „Galerie" zusammengestellt, und das Auslandschweizer-Sekretariat der Neuen Helvetischen Gesellschaft hat die Bilder nach Bukarest geleitet. Damit alle Landesteile und verschiedene Zeiten berücksichtigt seien, wurden ausgewählt: die Bilder von Marie-Anne Calame, Le Locle, 1775—1834, Gründerin des Asyls „Les Billodes" für arme, verlassene Kinder; Alice de Chambrier, Neuchâtel, 1861 bis 1882, hochbegabte, leider früh verstorbene Dichterin; Marietta Crivelli-Torricelli, Tessin, 1853—1928, „Mutter der Armen" des Kantons Tessin, auch bekannt als Soldatenmutter; Emma Coradi-Stahl, Zürich, 1840—1912, Mitbegründerin und später Präsidentin des Schweiz. Gemeinnützigen Frauenvereins, Verfasserin bekannter hauswirtschaftlicher Bücher; Emma Graf, Dr. phil., Seminarlehrerin, Bern, 1865—1926, Führerin der Frauenbewegung, langjährige Präsidentin des Schweiz. Lehrerinnenvereins, erste Herausgeberin des Jahrbuches der Schweizer Frauen; Suzanne von Orelli, Dr. med. h. c., Zürich, 1845—1939, Pionierin der Wirtshausreform und der alkoholfreien Lebensgestaltung, gründete den Zürcher Frauenverein für alkoholfreie Wirtschaften; Emma Pieczynska-Reichenbach, Bern-Lausanne, 1854 bis 1927, Mitbegründerin des Bundes Schweiz. Frauenvereine und der Sozialen Käuferliga, Verfasserin bedeutender Schriften über Erziehung und Sozialreform; Bertha Trüssel, Bern, Pionierin des hauswirtschaftlichen Unterrichts in der Schweiz, Präsidentin des schweiz. gemeinnützigen Frauenvereins, Leiterin der Nationalen Frauenspende 1916; Maria Waser, Bern-Zürich, 1877—1939, Dr. phil., Dichterin und Schriftstellerin, erhielt 1938 als erste Frau den Literaturpreis der Stadt Zürich. — Alle Bilder tragen auf der Rückseite den Namen und eine kurze Charakteristik in deutscher und französischer Sprache.

Wir haben uns schon oft gefragt, ob nicht z. B. unsere Aerztinnen und Juristinnen, und unsere Frauensekretariate in ihren

Wartezimmern

auch solchen Wandschmuck placieren könnten. Wir kennen alle das Herumsitzen und Warten in solchen Räumen und wissen, wie sehr sich ein gutes Bild, ein interessanter Kopf einprägt, wenn man in solcher Muße betrachten kann. Warum nicht die Persönlichkeiten der großen Schweizer Frauen in dieser Art etwas allgemeiner bekannt machen?

Stadt und Land — Hand in Hand

(Einsek.) Unter diesem Titel veranstalten der Bernische Frauenbund und der Verband Bernischer Landfrauenvereine vom 20.—27. Februar im Gewerbemuseum Bern eine kleine Ausstellung verbunden mit einer eindringlichen Werbung für die kriegswirtschaftlichen Aufgaben der Allgemeinheit. Die einzelnen Abteilungen: Kann man sich heute noch kleiden — Wir helfen uns durch — Wir helfen uns selbst — Was tut das Land für die Stadt, was tut die Stadt für das Land? — zeigen, wie wir durch rechtes Zusammenstehen in diesen Zeiten durchkommen. Dörrprodukte und Kräuter werden zum Verkauf vorliegen." (Betr. die Taaung der Berner Frauen siehe „Kurse und Tagungen".)

Berichtigung: In Nummer 6 des Blattes ist ein bedauerlicher Druckfehler unterlaufen. In der Bücherrezension „Psychologische Untersuchung pädagogischer Probleme" handelt es sich in Zeile 3 des 2. Abschnittes natürlich nicht um eine moral vertiefte Erziehung, sondern um eine moral versteifte Erziehung.

Versammlungs-Anzeiger

Zürich: Lyceumclub, Rämistr. 26. Montag, 15. Februar, 17 Uhr: Dritte Veranstaltung im Programm: Spanische Kultur. Kunstsektion. „Vom Wesen der spanischen Kunst". Vortrag mit Lichtbildern von Professor Linus Birchler. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.50.

Redaktion

Allgemeiner Teil: Emmi Bloch, Zürich 5, Limmatstraße 25, Telephon 32203

Feuilleton: Anna Herzog-Huber, Zürich, Freudenbergstraße 142, Telephon 81208.

Verlag

Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin: Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich).

Vorsteherinnenschule
des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften

Aufnahmebedingungen: Gute Allgemeinbildung und gründliche hauswirtschaftliche Kenntnisse.
Alter: 25—35 Jahre.
Dauer des Kurses: Im **1. Jahr** praktische und theoretische Einführung in die Arbeiten eines alkoholfreien Wirtschaftsbetriebes. Im **2. Jahr** weitere Ausbildung als Gehilfin.
Beginn des Kurses: Mai 1943

Prospekte mit näheren Bedingungen durch das Hauptbüro des Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften, Gotthardstraße 21, Zürich 2. P5556 Z

SCHAFFHAUSER WOLLE
MARQUE DÉPOSÉE 50 GRAMM

Drucksachen liefert innert kürzester Zeit die BUCHDRUCKEREI WINTERTHUR AG.

Sie erhalten gratis ein Muster für 1 Liter des bekömmlichen, nicht aufregenden und der Verdauung zuträglichen **VOLG-Apfeltee** gegen Einsendung Ihrer Adresse an den Verband ostschweiz. landwirtschaftl. Genossenschaften (V.O.L.G.) Winterthur

Genf Hôtel des Familles Christliches Hospiz, vis-à-vis Bahnhof
Heimelige Zimmer mit allem Komfort von Fr. 4.50
Mit voller oder halber Pension von Fr. 8–10.—

Der Schweizerische Wochen- und Säuglingspflegerinnen-Bund
empfiehlt allen Müttern und solchen, die es werden, seine gut ausgebildeten Pflegerinnen. Folgende **Stellenvermittlungen** erteilen gerne Auskunft:
Sektion Aarau: Rohrerstraße 24, Tel. 23857
„ **Basel:** Friedensgasse 55, Tel. 23011
„ **Bern:** Bahnhofplatz 7, Tel. 33136
„ **St. Gallen:** Unt. Graben 56, Tel. 23340
„ **Zürich:** Asylstraße 90, Tel. 24080
P 15439 G

Für den gepflegten Familientisch einen unzerbrechlichen Speisenwärmer

Marke ges. geschützt ✠ Patent 217.730
Leicht und handlich — Rost aufklappbar
Grosse Heizwirkung
Erhältlich im guten Fachgeschäft
Generalvertrieb und Bezugsquellennachweis: **Guido Mayer, Lausanne**

Wo kauft die Frau in Zürich?

Alle Küchengeräte nur von
SCHWABENLAND & CIE AG.
Nüschelerstr. 44 Zürich 1

Zoller Bahnhofstr. 35, Zürich 1
Telephon 37240 Postcheckkonto VIII 26185
Reissverschlüsse, Wolle, Pullover
Anfertigung von Schnittmustern nach Maß **Reparaturen**

TELEPHON 34686
TELEGRAMM-ADRESSE: BLUMENKRÄMER
Blumenkrämer
„Das Haus, das jeden zufriedenstellt"
ZURICH
BAHNHOFSTRASSE 38

Mauser-Samen säen ...
Nicht umsonst sind die erfolgreichsten Gartenbesitzer seit Generationen die besten Werber für Mauser-Samen. Aus den entlegensten Orten machen sie ihre Bestellungen. Das hat seine guten Gründe — sie wissen, daß Samen-Mauser ganz auf den Dienst am Gartenbesitzer eingestellt ist. Besonders geschätzt ist neben der fachkundigen Bedienung der „Ratgeber-Katalog für den Gartenfreund" mit den prach vollen Farbenbildern und den vielen nützlichen Winken. Verlangen Sie den Ratgeber noch heute gratis.
Samen-Mauser
Rathausbrücke / Zürich

Inserieren bringt Gewinn

Erkältungen lindert und heilt **Kern's Erkältungs-(Grippe-)Tee Nr. 17**
Er setzt das Fieber herab, scheidet die Giftstoffe aus und trägt zu rascher, gutartiger Besserung bei Pakete Fr. 2.— und 4.—
Berg-Apotheke, Zürich
Kräuter- u. Naturheilmittel (bei der Sihlbrücke)
Werdstraße 4, Tel. 39889
Prompter Versand!

BEATENBERG *Berner Oberl. 1200 m ü. M.*
Gebahnte Spazierwege
Erholungsheim Tension FIRNELICHT
Gut geheizt. Geschützte Balkons für Sonnenbäder. Sorgfältige, reichhalt. vegetarische Küche, Rohkost, auch Fleisch und jede Diät. Referenzen. Pension ab Fr. 9.—. Za 1995 G 41
Th. Secretan und Schwester A. Sturmfels

Das Vertrauenshaus für
BETT-
TISCH- und
KÜCHENWÄSCHE
in Leinen und Halbleinen
Leinenweberei Bern AG., Bern
City-Haus Bubenbergplatz 7

J. Leutert Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 34770
Filiale Bahnhofplatz 7
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstkonserven

TAPETEN . WANDSTOFFE . VORHÄNGE
Tapeten Spörri
TEL: 36.660 . ZÜRICH . FÜSSLISTRASSE 6